

*Denn er lässt seine Sonne aufgehen über Bösen und Guten und er lässt regnen über Gerechte und Ungerechte.*

Mt 5,45

Man könnte diese Stelle im doppelten Sinne als Beweis dafür lesen, dass es keine Gerechtigkeit auf der Welt gibt, entweder weil es Gott nicht gibt, zumindest keine, die eingreifen kann, oder weil er ein ungerechter Gott ist, die die Herren bevorzugt oder sonstwie willkürlich agiert. In beiden Fällen müssten wir Gerechtigkeit selbst schaffen oder Unrecht leiden oder tun. Der Zusammenhang im Gebot der Feindesliebe macht klar, wie das im Rahmen einer solchen Lesart zu verstehen sei: Wir müssten Unrecht leiden und die Bösen lieben. So wird uns der Text tatsächlich in der Regel präsentiert, relativiert dadurch, dass es halt eine ideale Norm ist, die man nie so ganz einhalten kann. Aber die Bibel redet nicht von oder in idealen Normen, sie spricht über reales Tun im Hier und Jetzt. Und da, sagt Jesus, nehmt euch ein Beispiel an der Sonne und dem Regen, die nicht nach Verdienst und Strafe funktionieren, sondern einfach so. Sie sind da als allgemeine Bedingungen menschlichen Seins. Dieses Sein ist, umgekehrt, einfach anwesend, es ist da und existiert in diesen Bedingungen. Und so, wie Sonne, also der ganze Kosmos, und Regen, also die natürlichen Bedingungen der Erde, so soll euch, für euch, unter euch Gesellschaft sein. Da gehören alle dazu, einfach weil sie da sind. Gesellschaft gilt und ist für alle und jede und jeden, so wie die Naturgesetze. Auch deshalb ist die kantische Idee, „der Metaphysik den Gang einer Wissenschaft zu geben“, so spannend. Wie kann das denn gehen, jenseits von Glaube und Unglaube, von Gut und Böse, von vernünftig und vernunftwidrig einen Platz zu haben, der niemals und niemandem bestritten werden kann? Das genau eben zeichnet die Aufklärung vor allen anderen Philosophien aus, dass sie diese Frage stellt. Und dabei verlässt sie zwar den Weg der christlichen Theologie, ja sie konfrontiert sich meist direkt damit, wenn man darunter das versteht, was damals (und meist auch noch heute) unter diesem Etikett betrieben wird. Aber tatsächlich bleibt diese Frage genau den regelmäßig verdrängten theologischen Anliegen der Bibel verbunden. Gott lässt die Sonne scheinen und den Regen fallen für Gute und Böse, Gerechte und Ungerechte, Herren und Beherrschte. Also doch alles egal, es spielt keine Rolle, wie man sich verhält, die Starken haben Recht? Natürlich nicht. Es geht nicht darum, dass gut nicht das Gegenteil von böse wäre, gerecht von ungerecht. Nein, damit dass er das benennt, bestätigt unser Text genau die Existenz und die Bedeutung des Unterschieds. Es geht nicht darum, die Notwendigkeit richtigen Verhaltens zu bestreiten, sondern um die Voraussetzung, von der her es eingefordert werden kann. Wird dem Gegenüber das Recht auf ein gutes Leben, auf Teilhabe an der Gesellschaft, auf sein eigentliches Sein abgesprochen, so kann es nicht verwundern, dass es sich wehrt. Der Versuch, eine gerechte Gesellschaft, nein genau eigentlich Gesellschaft überhaupt zu denken, muss immer von allen ausgehen, die eben da sind. Sie sind so unvermeidlich dabei und anwesend wie Sonne und Regen. Und Jesus sagt, das ist gut so und das sollst du mögen. Du sollst sie alle dabei haben wollen. Du sollst eine gerechte Gesellschaft so denken, dass auch die Ungerechten schließlich ihren guten Platz finden. Das ist es, was Camilo Torres macht, wenn er über das unmenschliche Leben der Ausbeuter nachdenkt, oder BefreiungstheologInnen, wenn sie sagen, dass die Befreiung gerade den Unterdrückten gelte, die dadurch von den Mitteln ihrer Unmenschlichkeit befreit würden, oder Feministinnen, wenn sie so genannte Genderfragen nur als Menschenfragen verstehen können. Selbstverständlich erfordern diese befreienden, im biblisch-matthäischen Sprachgebrauch liebenden Verständnisse Kämpfe und die harte Austragung von Konflikten. Davon ist die Bibel voll. Aber immer muss in dem, wo ich hin will, am „Ort meiner Ruhe“ mit der Bibel oder in der neuen Gesellschaft oder im Sozialismus ein Platz gerade für die mitgedacht sein, die ich jetzt beiseite räumen muss, damit ich an meinen Platz komme. Und der muss so gedacht werden, dass sie den auch selbst mögen könnten. Das unterscheidet solche Ansätze etwa von dem der Inquisition, die dem Ketzer auch immer einen Platz einräumte, ihn mitdachte, sogar um seine ewige Seligkeit besorgt und bemüht war. Aber der Weg, wie er dahin gelangen konnte, war definitiv einer, den er nicht akzeptieren konnte, weil er zu seinem Tode führte. Nein, sagte Jesus anderthalb Jahrtausende vorher, du sollst das Leben deines

Feindes wollen, nicht seinen Tod. Er bleibt dein Feind, du darfst dich wehren, dein Recht behaupten. Aber tu es so, dass seines dabei auch existieren kann.